

TIMES MAGER

Kertész

Von
Judith von Sternburg

Schriftsteller gelten nicht als die empfindlichsten unter den Künstlern. Auch ihre Schutzlosigkeit fällt weniger deutlich ins Auge, sind sie doch meist von Berufen wegen wortgewandt. Sprechen wir hier nicht von dem erheblichen Unterschied zwischen dem gesprochenen und dem geschriebenen Wort.

Sprechen wir auch nicht von dem interessantesten Umstand, dass der schriftstellerisch tätige Mensch sich seltener als etwa der malende sagen lassen muss, das könne man selbst doch auch. Obwohl er mit dem alltäglichsten Medium operiert. Offenbar hat mancher von uns die Plackerei mit den Schulaufsätzen im Kopf (während Malen für die meisten wohl selbstsamerweise entspannend war).

Sprechen wir trotzdem lieber davon, das der ungarische Schriftsteller Imre Kertész („Roman eines Schicksallosen“) am Sonntag 85 Jahre alt wird. Er ist seit Jahren krank, inzwischen so sehr, dass er das von ihm geliebte Berlin verlassen und zurück in das von ihm lange ungeliebte Budapest gezogen ist (der Behandlungskosten wegen, erklärte er). Das zuletzt erschienene Buch, das hoffentlich nicht das letzte, aber ein sehr spätes ist, heißt „Letzte Einkehr“, ein Tagebuch für die Jahre 2001 bis 2009. In einem Tagebuch lässt der Schriftsteller auch die Literatur noch weg und nur die Wörter sind noch da. Kertész bekommt seine Parkinson-Erkrankung und sein Alter zu spüren und den Literaturnobelpreis, der ihn weltberühmt und wohlhabend macht.

Auch wer „Letzte Einkehr“ bei Erscheinen (2013, Rowohlt) gleich gelesen hat, kann am Sonntag einmal nachblättern, was er um seine Geburtstage herum notiert. Am 5. November 2001: „Es gibt keine dümmere Frage als die, womit wir ein derartiges Schicksal verdient haben – auch wenn wir nicht begreifen, womit wir es verdient haben.“ Und: „Heute Abend ermaß ich die Entfernung zwischen Balkon und Asphalt und schrak zurück. Doch früher oder später muss ich handeln.“ Am 9. November 2004 (75. Geburtstag): „Ich habe drei Interviews gegeben. Mein Leben steigt in immer unwahrscheinlichere Sphären auf (oder sinkt herab?).“ Fünf Tage später: „Die deutschen Briefe heben einhellig hervor, dass ich ‚viel für Deutschland getan‘ hätte ...“. Direkt danach wird er im Kempinski „von Karasek, dem Kritiker, aber auch noch vom Kellner umarmt und abgeküsst“, so dass man still hofft, dass ihm die Jämmerlichkeit der Gratulations-Formulierung nicht entgeht (er freut sich auch, klar). So stehen die Wörter bloß da und rufen uns zu, was über das Leben zu sagen ist. Für mich als Leserin hat Imre Kertész sehr viel getan.

Obendrein sehr unberechenbar

„Himmelstürmend“ heißt die Schau im Deutschen Architekturmuseum über die Hochhausstadt Frankfurt

Von Christian Thomas

Mit vielen der Wolkenkratzer Frankfurts sind ganz besondere, nämlich schier unglaubliche Versprechen verbunden. Und so machte sich, lange ist das noch nicht her, Frankfurts damalige Oberbürgermeisterin für den Hochhausstandort Frankfurt nicht nur stark. Denn schick posierte Petra Roth, indem sie sich in einer äußerst heiklen Lage zeigte, allerdings hochentspannt. Das Foto, das 2007 entstand, auf einem frei schwebenden Stahlträger eines Hochhausrohbaus, die Beine übereinandergeschlagen, zutiefst lässig, in schwindelerregender Höhe, aber offensichtlich vollkommen schwindelfrei, mochte ein Fake sein, als Bluff lächelnd durchschaubar, ja.

Gewiss ist es keine Simulation, wie einer der Turmbauer der Europäischen Zentralbank, die in diesen Tagen im Osten Frankfurts bezogen wird (s. FR. vom 4.11.), gezeigt wird, die Stadt im Rücken, auf einem Rohbauträger balancierend wie auf einem stählernen Schwebebalken, die Hochhausstadt hinter sich, Frankfurt unter sich. Der Monteur als Artist, der Arbeiter als Dompteur der Höhe. So zeigt es, Reminiszenz an eine berühmte Fotografie vom Turmbau in Manhattan der 20er Jahre, die Fototapete, die den Besucher des Deutschen Architekturmuseums (DAM) zu der Ausstellung „Himmelstürmend. Hochhausstadt Frankfurt“ empfängt.

500 Gebäude sind höher als 60 Meter, gar 30 haben mehr als 100 Meter Höhe

Gerade von der Bilderproduktion, auch darauf weist das DAM hin, lebt ja die Hochhausproduktion, von der Simulation und von der Symbolproduktion. Dafür hat Philipp Sturm als Kurator sehr entschieden in das von Oswald Mathias Ungers umgebaute DAM eingegriffen. Was von Ungers im Erdgeschoss stammt, wurde ummantelt, zum Verschwinden gebracht. Auf dunkelgrauen Stelen wird Frankfurts Hochhausgeschichte seit 1945 bebildert, auf der einen Seite chronologisch, darunter ein Hinweis auf die drei prominenten Vorgängerbauten aus der Zeit der Weimarer Republik, den Mousonturm, das Gewerkschaftshaus Max Tauts sowie Hans Pölzigs grandioses I.G.-Farbenhaus.

Neben der chronologischen Promenade eröffnet die Schau einen weiteren Parcours, in elf Zonen geht es für den DAM-Besucher quasi von der Innenstadt über das Bankenviertel, das West-

end, das Messeviertel über die äußeren Stadtquartiere bis hin zur Peripherie am Flughafen. Denn mit dem Stadtteil „Gateway Gardens“ (was für ein Name) soll in unmittelbarer Flughafennähe ein weiteres Hochhausquartier entstehen, für das Jo. Franke bereits ein elegantes Gründungsbauplanwerk hat errichten können.

Mindestens ein weiteres halbes Dutzend Bauten sollen folgen, so zu sehen anhand von Modellen, wodurch der DAM-Besucher obendrein damit vertraut gemacht wird, dass in Frankfurt mehr als 500 Gebäude vorhanden sind, die höher als 60 Meter sind, gar 30 mit mehr als 100 Metern Höhe. Nicht von ungefähr zog bereits 1998 eine Schau im DAM eine Hochhausbilanz, „Maßstabsprung“ genannt. Ein solcher war 1991 in mehrfacher Hinsicht der 256 Meter hohe Messeturm des deutsch-amerikanischen Büros Murphy/Jahn gewesen.

Aufschlussreich die aktuelle Rekonstruktion des Wettbewerbs, sehr aufschlussreich die Modelle aus der Hochphase der Postmoderne. Ein Dokument obendrein ist das Foto, das den damaligen OB, den damaligen Messechef, den damaligen Investor mit einem überhistorischen Konquistadorenlachen zeigt, das Modell behandelnd wie eine Standarte, die man in einer neuen Welt einrammt.

Gleichwohl, der Messeturm war es, der in einem Frankfurt der bis dahin zahlreichen Wolkenkratzerstreichlichkeiten einen Stimmungsumschwung einleitete, nein, nicht nur auf dem Cover des Merianheftes, sondern mental, in Manhattan selbst.

Die konkurrierenden Entwürfe, angefangen mit dem nicht realisierten Siegerentwurf Helge Bofingers, zeigen, wie sehr insbesondere Hochhausbau sich abhängig gemacht hat vom Zeitgeist. Konnte sich deshalb, weil er nicht mehr up to date war, ein Mies van der Rohe nicht mehr durchsetzen? Der insgeheim wohl größte Coup der Ausstellung besteht in der Rekonstruktion des Wettbewerbs für den Hauptsitz der Commerzbank, 1968.

Tatsächlich hat sich die Jury gegen den Großmeister Mies ausgesprochen, und zu den erstaunlichen Geschichten gehört auch, dass in der Stadt Frankfurt, die ja nicht nur ein legendärer Bankstandort ist, auch in den Zeiten keine Zeile aus den legendären Tagen, 1968, über die Niederlage des legendären Mies veröffentlicht wurde. Somit auch nicht über den durch die Ausstellung sehr schön dokumentierten Pavillon, den Mies neben dem Turmbau plante. Wäre er denn verwirklicht worden, wäre an der



Der Messeturm sorgte 1991 für einen Stimmungswechsel gegenüber den Turmbauten.

Stelle nimmermehr der Commerzbanktower Norman Fosters realisiert worden, das 1997 zweifelloso höchste Gebäude Europas, dem allerdings das FR-Feuilleton einen weiteren Superlativ damals bereits absprach, den Status eines ökologischen Hochhauses. Damit sollte es, das Feuilleton im Zwist mit dem Büro Foster, ebenso recht behalten wie mit seiner Vorhersage, dass Frankfurt von den von Foster prophezeiten „hängenden Gärten“ kaum etwas werden ausmachen können.

Mit vielen Frankfurter Skyscrapern wurden unglaubliche Versprechen in die Welt gesetzt. Dass allerdings insbesondere der Hochbau von Fiktionen lebt, kann man in der Ausstellung sehr gut daran erkennen, dass die weltberühmte Glasfassade der Deutschen Bank (ABB-Architekten, 1984) einem Betonskelett vorgehängt wurde, wie wiederum das hohelegante Juniorhaus Wilhelm Berentzens 1951 Stein um Stein vor einem Stahlblettbau hochgezogen wurde.

Bei aller Camouflage, in die diese Schau durch konstruktive Details Einblick gibt, sie beichtet

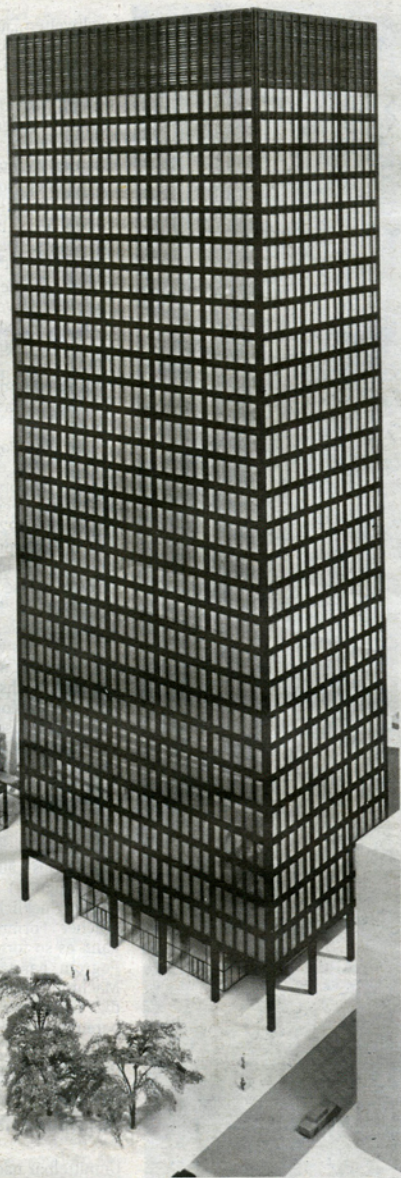
dem Besucher auch, dass Frankfurts Hochhausbau ein Tummelfeld kapitaler Hybris ist. Wer auf diesem Terrain auch immer die Strippen zieht, es stoßen Investoren und Bauherrn, Architekten und Planer aufeinander. Frankfurt hat immer wieder Anstrengungen unternommen, um seine Planungshoheit als Kommune zu behaupten, angefangen mit dem „Boehm-Plan“ in den 1950er Jahren bereits. Die Ausstellung erinnert an den äußerst fahrlässigen „Fingerplan“ (1968), sie zeigt unmittelbar nebeneinander, dass nicht jeder Hochhausplan ein vernünftiger war.

Denn wäre man sonst davon abgekommen, das stark verdichtete Auffädeln von Türmen an ausgewiesenen Hochhausachsen („Speerplan“ 1983) keine sieben Jahre später durch einen Pulkplan zu ergänzen. Und ist es heute tatsächlich sinnvoll, anstelle von Grundstücken ganze Gebiete als mögliche Standorte auszuweisen?

Deutlich skizziert die Ausstellung ein Stück Frankfurt-Historie. Christoph Mäcklers nobler Sanierung des City-Hochhauses am

Sensationelle Entdeckung: Mies van der Rohe's Vorschlag für die Commerzbank, 1968.

MOMA NEW YORK; SCALA, FLORINZ



Platz der Republik ist (selbstredend) nicht mehr anzusehen, dass sich an dem Ursprungsbauwerk der antikapitalistische Zorn austobte, als aus dem City-Haus im August 1973 die Flammen schlugen. Und nicht allein solcher Protest, auch das antisemitische Ressentiment johlte gegen den jüdischen Investor.

Frankfurt erschien als die Inkarnation einer verfehlten Stadtentwicklung, Manhattan, das war ja nicht nur ein inflationär gebrauchter Gemeinplatz, wo doch Frankfurt tatsächlich zum Schauplatz einer vollkommenen Umwertung aller urbanen Werte wurde, das Westend an erster Stelle zum von der Politik artig eingehetzten Tummelplatz rücksichtsloser Spekulation. Ein rabiatem Fortschrittsfuror hegte zudem die irrwitzigsten Pläne.

So tat sich etwa das nicht unbekannt niederländische Büro van den Broek und Bakema damit hervor, dass es Teile der bestehenden Innenstadt nicht nur irrwitzig überbauen, sondern auch mehrstöckig untertunneln und unterkellern wollte. Die Stadt sollte als widerspruchsvoller Le-

bensraum ausrangiert und als lupenreiner Funktionsraum einrangiert werden. Frankfurt sah sich solchen Attacken immer wieder ausgesetzt, flugzeugträgerartige Megakonstruktionen wurden immer wieder erdacht, ob nun für die „Überbauung“ der 220 Meter langen und 23 Meter hohen historischen Großmarkthalle oder den Hauptbahnhof.

Zur ungestümen Hochhausgeschichte Frankfurts gehört auch seine ungestüme Abrissgeschichte. Nein, nicht nur die des AFE-Turms, in diesem Jahr erst, wie zu sehen in einem spektakulären Video, das zeigt, wie Beton zu Staub wird. Nicht zu vergessen die Niederlegung des 1962 fabelhaften aber nach nicht einmal 50 Jahren funktionsuntüchtigen Zürich-Hochhauses.

In Frankfurt haben sich große Architektenamen am Hochhaus versucht und im Wolkenkratzerbau verwirklicht – die heimliche Großmacht Frankfurts, keine Frage, ist der Frankfurter Christoph Mäckler, angefangen mit seinen Frankfurt-Projekt aus den 80er Jahren, als er die Boomtown zum Experimentierfeld von markant

verteilten Hochhaus-Dominanten machte.

Es waren unhaltbare Fantasiegebilde aus dem Geist eines ästhetisch-geometrischen Willensakts, die Visionen belebten die kühnsten Gebilde des russischen Konstruktivismus. Zugleich illustriert die DAM-Schau, dass Mäckler in den letzten Jahren mehrere prägnante Turmbauten hat verwirklichen können. Mit seinen Vorhaben für ein „Maintor-Panorama“ kommt er auf seine 25 Jahre alten Ideen expressiv zurück – wie nicht zuletzt eine sehr schöne Handzeichnung zeigt. (Sie ist dem einst heftig bekämpften Widersacher und wegen des Umgangs mit der Großmarkthalle als Vatermörder titulierte Wolf Prix gewidmet. So offenbart sich in dieser Schau auch eine große Versöhnung).

Hochhausplanung und Hochhausbau haben ihre eigenen Gesetze

Wahrhaftig extrem unberechenbar, so kann es auch nachgelesen werden im Katalog, ist der Hochhausbau in besonderer Weise. Nicht Planung und Politik behaupten die Lufthoheit über den Wolkenkratzerbau, vielmehr ist es „der Markt“, der seine kapitalen Interessen durchsetzt. Zum Katalog ist obendrein zu sagen, dass er ganz bewusst als Handbuch konzipiert wurde, und das Wort ist allemal angebracht, denn man kann ihn zur Hand nehmen, um sich von ihm mit Sinn und Verstand durch die Hochhausstadt führen zu lassen.

Erinnert sei indessen auch an ein anderes Büchlein, Ulf Jonaks „Die Frankfurter Skyline“, ein Standardwerk, kaum größer als eine Postkarte, zugleich filigran geschrieben, das bereits 1993 im Untertitel deutlich machte, dass sich die Entwicklung Frankfurts nur in Widersprüchen denken und beschreiben lässt: „Eine Stadt gerät aus den Fugen und gewinnt an Gestalt“. Das Buch las die Hochhauswelten als Parallelen, in den Türmen versinnbildlichte sich ein „geradezu stehpartyyartiges Gedränge“ – und das dürfte auch auf zukünftige Wohntürme zutreffen.

So sinnvoll es ist, nach amerikanisch-asiatischem Vorbild auch in Frankfurt Türme nicht ausschließlich als gestapelten Büroraum zu nutzen, angesichts horrender Quadratmeterpreise von bis zu 13000 Euro ist das Versprechen, mit den Wohntürmen halte „Urbanität“ Einzug in die Parallelgesellschaftswelten arglistiger Begriffsbetrug.

Nicht zuletzt illustriert die Ausstellung den zukünftigen Wohnturmumfeldplatz Frankfurt. Auch er wird, von vornherein als exklusive Zitadellen geplant, den Unterschied zwischen vertikaler und horizontaler Lebenswelt zuspitzen, die Entzweiung von hoch und niedrig auf rigorose Weise sinnfällig machen, solange Urbanität als PR-Slogan unter die Leute gebracht und nicht als sozialpolitische Verpflichtung verstanden wird.

Deutsches Architekturmuseum: Frankfurt: bis 19. April. Der sehr nützliche Katalog ist im Prestel Verlag erschienen.

Deutschland, keine Idylle

Willi Winkler wandert von Nord nach Süd

Von Christoph Schröder

Am Anfang steht ein Gelöbnis, am Ende ein Ermüdungsbruch im Mittelfußknochen. Dazwischen: 35 Tage, 855 Kilometer. Doch der Reihe nach. Vor etwa 20 Jahren leistete Willi Winkler ein etwas ungewöhnliches Versprechen: Sollte die FDP jemals bei einer Wahl den Einzug in den Bundestag verpassen, so würde er, um seine Dankbarkeit zu bezeugen, eine Fußwallfahrt von Hamburg ins bayerische Altötting absolvieren. So etwas sagt man ja in einer Laune mal dahin; schließlich reisen Menschen aus der ganzen Welt an, um Rettung und Heilung von ihren Gebrechen zu erbitten, und war nicht auch die FDP „eine schlimme Plage, ein hartnäckiges Übel, von dem einen nur großer persönlicher Einsatz, ein richtiges Opfer würde erlösen können?“

Im September 2013 war es dann so weit, 4,8 Prozent. Das Gelöbnis wurde vor Zeugen abgelegt. Es gab kein Zurück. Also stattet sich Winkler mit überlebenswichtiger Outdoor-Bekleidung und einem Navigationsgerät aus, lässt sich an den südlichen Stadtrand Hamburgs fahren und läuft in einem tristen Tag in der Adventszeit los gen Süden.

Nun gibt es seit Hape Kerkeing, das weiß Winkler selbst sehr gut, eine Flut von Büchern, in denen irgendwer, sei er prominent oder nicht, von irgendwo nach irgendwo läuft und einfach mal erzählt, was er so gesehen und erlebt hat. Entscheidend ist also die Justierung des Blicks, sind die Fragen: Wen und was zoomt man heran? Was lässt man außer Acht? Willi Winkler, Autor der „Süddeutschen Zeitung“, ist ein sehr kluger Schreiber. Entsprechend unterhaltsam und erhellend sind seine Beobachtungen, die in einer wohlkalkulierten Mischung das Banale nicht außen vor lassen, sich aber erfreulicherweise in keinem Augenblick darum bemühen, die Bildung und Belesenheit des Beobachters zu vermeinlichen.

Es gibt Alltagsleitmotive, die müssen sein: Die allabendliche Badewanne, die den geschwollenen Gelenken Linderung ver-

schaft. Und beinahe jeden Morgen, in den Pensionen, Gästehäusern und Hotels, die Aufbruchshymne: „I want to break free.“ Winklers Deutschland ist kein idyllischer Ort, im Gegenteil, kaum einmal eine längere Strecke am Stück, auf der er nicht angewiesen wäre auf den kniefreudlichen Asphalt der Landstraßen, weggehüpft von den rasenden Automobilen, optisch beleidigt von den ewigen Bau- und Supermärkten an den Rändern der Kleinstädte.

Schließlich: der Einzug in Altötting an der Seite eines FDP wählenden Zahnarztes

Sein Weg (beziehungsweise sein Navigationsgerät) führt Winkler durch den Harz, den Thüringer Wald, das Fichtelgebirge, vom ehemaligen Zonenrandgebiet durch die Zone und wieder zurück. Und gerade von den aufgegebenen und zunehmend entvölkerten Landschaften der Ex-DDR zeichnet Winkler ohne Häme und Geringschätzung ein trostloses Bild. Deutschland ist, auch im Dezember 2013, nach wie vor ein geteiltes Land.

Winkler begegnet den Menschen mit distanzierter Freundlichkeit und er macht immer wieder überraschende Begegnungen. Zum Beispiel den joggenden ehemaligen Grenzbeamten, der sich auf das demnächst anstehende Treffen mit seinen Kollegen aus der Ex-DDR freut.

Wunderbar zu lesen sind auch Winklers historische Tiefenschichtbohrungen: Jean Paul, die Weimarer Republik, Goethe und Erika Fuchs: Winkler kennt seine geistesgeschichtliche Route, und was ihm dazu einfällt, ist immer originell. Der Einmarsch nach Altötting (an der Seite eines FDP wählenden Zahnarztes) ist unpektakulär. Aber im Gasthof „Zur Post“ wird er von Besitzer Gerold Tandler, ehemaliger CSU-Generalsekretär immerhin, persönlich empfangen. Da muss es einem doch sofort besser gehen.

Willi Winkler: Deutschland, eine Winterreise. Rowohlt Verlag, Reinbek 2014, 172 Seiten, 18,95 Euro.



Marienplakat in Altötting, Willi Winklers Wallfahrtsziel.